

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 125.

Berlin, Mittwoch den 18. Oktober

1843.

England.

Orford-Briefe an Dr. S...I.

Von H. Ledrecht.

I. Die Bodleiana.

Wenn Sie, wie so viele andere Leute, gern die frohen Ergüsse des be-
friedigten Wunsches eines Glücklichen lesen, so darf ich nicht fürchten, daß
Ihnen mein Schreiben unwillkommen sey. Schwerlich giebt es auf dem Erd-
ball ein glücklicheres Land als England, der Stolz Englands aber ist die
Alma mater Orford; die Hierde dieser erhabenen Stätte der Wissenschaft ist
die Bodleiana, und ich — habe seit gestern mein Tageslager hier auf-
geschlagen! Heute vor acht Tagen stand ich noch neben Ihnen in der Königl.
Bibliothek zu Berlin, und heute stehe ich neben den Aufstodern der Orford-
Bibliothek. Meinen schönen Zweck vor Augen habend und stets nur in Ge-
danken mit den Mitteln beschäftigt, durch welche ich ihn am sichersten und
schnellsten erreichen kann, eilte ich durch London, das ich zum ersten Male im
Leben betrat, gleichgültig wie ein Barbar gegen alle Sehenswürdigkeiten,
Theater, Kunst und Politik, auf der Eisenbahn hierher, stellte mich eine
Stunde nach meiner Ankunft dem gutmüthig-freundlichen Ober-Bibliothekar
Vandinel vor und zog nach der mit ihm genommenen, für meine Absicht
sehr günstigen Rücksprache in eine Privatwohnung, fünfzig Schritte von der
Bodleiana entfernt.

Ich werde, lieber Freund! in diesem Briefe nur von der Bibliothek
sprechen und selbst bei dieser nur von einem Zweige der Literatur aus-
führlich seyn; dagegen denke ich von der herrlichen Stadt der Paläste
mit ihren Colleges und Halls, von ihren Gownsmen und Townsmen *)
später zu sprechen. Nur darf ich den Eindruck nicht verschweigen, welchen
der Anblick der Stadt von fern und noch mehr beim Eintritt auf mich ge-
macht hat.

Wer noch im Besitze jener Fähigkeit ist, die uns die Wissenschaft wegen
ihres erhabenen Selbst und wegen ihrer heilsamen Vergöttlichung des
Menschengeschlechts lieben lehrt, den ergreift beim Anblick einer fern vom
Residenz-Geräusche so in stiller wissenschaftlicher Wirksamkeit daliegenden
Musenstadt immer eine von Sehnsucht nach dem Höheren getragene Nüchtern-
heit. Als ich im vorigen Jahre die Thürme der Stadt Halle erblickte, die ich seit
meinem akademischen Leben daselbst nicht geschaut, da besiel mich eine unaus-
sprechliche Wehmuth, ein Gefühl, wie es der verlorene Sohn bei der Heim-
kehr an der Schwelle des Vaterhauses haben mußte. „Warum“, sprach ein
innerer Vorwurf, „mußt du die beseligende Zurückgezogenheit dieser Stadt
gegen den übermüthigen Lärm der Hauptstadt vertauschen!“ Ein fast gleiches
Gefühl überwältigte mich, als ich hier in die so lieblich einsame, zwischen
fruchtbaren Hügeln und plätschernden Gewässern so feierlich ausgehoffene
Stadt einzog und dabei auch an Halle und Berlin dachte. Die Ver-
gleichungen, die ich in ruhigeren, von erhabener Phantasie unabhängigen
Augenblicken anstellte, brachten mich immer zu dem Schlusse, daß das wahre
Wissen und der wahre Fleiß mehr in Universtitäten der Provinz zu suchen sind.
Hier schreitet die Muse wie eine hehre Jungfrau in antiker sancta simplicitas
einher, geführt vom Genius der geweihten Wissenschaft, in dessen schönem
Bunde sie Gaben schafft und vertheilt. Bescheiden und edel, denkt sie zuerst
an die ihr geworden Bestimmung, und erst wenn diese erfüllt ist, freigt sie
zur Menschwerdung in die Kreise des bürgerlichen Lebens, um dessen frohe
Genüsse zu theilen und zu würzen. In Residenzen dagegen erscheinen uns die
meisten Musen gewöhnlich in der Gestalt verschmiegter Jofen oder gepugter
Schauspielbirnen, in deren Gemüth Reinheit der Natur ein Fremdling und in
deren Auge Einfalt der Sitte Lächerlichkeit ist. Ja, um trockener zu sprechen,
der Gelehrte der ländlichen Stadt hält die wissenschaftliche Thätigkeit für
seinen Lebenszweck, und die unschuldigen Freuden der Gesellschaft, die hei-
teren Wohlthaten der Freundschaft und die häuslichen Genüsse sind seine
Erholung; in der Residenz findet mancher Gelehrte ein Erholungsküchlein
nur in seinem Studirzimmer, indem er die sich drängenden Genüsse, die er
den Tag über auszustecken hat, unterbricht und hinter verschlossene Thüren

*) Auf unseren Universtitäten giebt's akademische Bürger oder Studenten und Spieß-
bürger oder Philister; in Orford, wo sich das ganze Personal der Universtität, Professoren,
Studenten u., durch besondere Kleidung, gowns, von den Bürgern unterscheidet, hat sich
die Mienanz wie von selbst gebildet.

flieht, um, übersättigt und verstimmt, irgend eine für morgen nothwendige
Antidote einzustudiren. *)

Was von den respektiven Gelehrten der in Vergleich gestellten Städte ge-
sagt ist, das findet auch bei der studirenden Jugend seine Anwendung; daher
der aus dieser Lebensart nothwendig entspringende Unterschied, daß an dem
einen Orte alle jene Wissenschaften erleuchtete und glückliche Pfleger finden,
welche ein ernstes, mühevollles Studium voraussetzen, an dem anderen Orte
dagegen nur viel und prunkvoll, unter stark geschnürten Phrasen und mit
Beiseitigung auf Kredit raisonnirt wird. Geist, Forschung, Tiefe und fort-
schreitende Entwicklung liegen in dem Fleiße des Provinzial-Gelehrten;
Geist, fortschreitende Entwicklung, Weltanschauung u. s. w. sind geläufige
Worte zwischen den Lippen des Residenzlers.

Verzeihen Sie, lieber Doktor, diesen Absteher, ich kehre gleich wieder
in die Bodleiana zurück.

Bei der Beschreibung von öffentlichen Bibliotheken hat man bisher immer
nur die Nebendinge angegeben, die Hauptsache aber verschwiegen. Die Be-
schreibung des Gebäudes und die Zahl der Bücher war Alles, was man in
Handbüchern und Reisebeschreibungen berücksichtigt fand, obgleich das erstere
ganz gleichgültig, die zweite ganz unzuverlässig ist. **) Das Wichtigste für den
Leser aber, der sich überhaupt für Bibliotheken interessirt, ist der Reichthum
der Fächer und die Zugänglichkeit. Ich werde daher nicht erzählen, daß
das Gebäude der Bodleiana einen Theil der sogenannten Schools ausmacht,
und daß seine Form wie die eines liegenden römischen H aussieht, sondern, im
Sinne künftiger Benutzer, von den Tagen und der Art der Benutzung sprechen.
Wie wünschenswerth es für den auswärtigen Gelehrten ist, die rechte Zeit zu
kennen, wann ihm an der zu besuchenden fremden Bibliothek zu arbeiten ver-
gönnt ist, das mag folgender tragi-komischer Fall beweisen, der sich hier in
Orford selbst zugetragen. Einer meiner Freunde aus Oesterreich (wo die Re-
gierung keine Unterstützung für solche wissenschaftliche Forschungen bietet), ein
Martyrer seiner Untersuchungen, hielt sich vor einigen Jahren in Hamburg
auf, wo er, obgleich ganz unbemittelt, auf eigene Kosten die reiche Hand-
schriften-Sammlung der Stadt-Bibliothek untersuchte und excerpirte. Zur
Bervollständigung eines Resultates wäre ihm noch die Vergleichung einer
Handschrift in Orford nöthig. Er hatte vor seiner nothwendigen Rückreise zur
Oesterreichischen Militär-Gränze nur noch wenige Wochen und noch weniger
Thaler übrig. Doch sein Eifer stößt ihm Muth ein! Er rafft seine letzten
Zehrpennige zusammen, eilt durch die Nordsee, fragt bei seiner Landung in
London nur: „Wo ist der Weg nach Orford?“ kommt dort glücklich an und
fragt bei seiner Ankunft: „wo ist die Bodleiana?“ Er eilt durch die schöne
High street, ohne auf Menschen oder Häuser zu sehen: sein Herz pocht unter
der süßen Last der Erwartung, sein Gesicht sprüht Flammen der Freude, so
glücklich am Ziele zu seyn. Er steht am Eingange seines Clysiums, und schon
legt er die Hand an den Klingelzug, da — — — Gott, wer malt die Ver-
steinigung! da stürzt ein dienstfertiger Diener hervor und ruft: „Stop a
little Sir! We have vacancies!“ — „Stop a little!“ „vacancies!“ konnte
diesem noblen Sonderling ein größeres Unglück zustossen! Es wäre ihm aber
nicht zugestossen, hätte er genauer gewußt, an welchen Tagen die Bodleiana
sch verschließt.

Diese ist aber von den wenigen Bibliotheken, welche sich nur sehr kurze
Ferien gestatten. Außer Sonn- und Festtagen ***) ist sie noch eine
Woche zu Anfang September, eben so lange vor der Revision
geschlossen. Sie bietet also, wenn man sie mit der Vaticana vergleicht, die
auffallende Erscheinung, daß diese Römerin (die im Reichthum der orienta-
lischen Handschriften mit Orford rivalisirt) kaum so viele Tage zählt, an denen
sie Besuche annimmt, als die Bodleiana Tage des Verschlosses. Selbst die
Königl. Bibl. zu Paris, sonst die liberalste in der Welt, konnte sich, in Betreff
der Ferien, Orford zum Muster nehmen, vollends, da die Festtage im katho-
lischen Paris ohnehin die Bibliothek weniger besuchbar machen.

Den ganzen Sommer hindurch (von Mariä Verkündigung bis Michaeli)

*) Männer wie N.... sind daher in der Residenz Sonderlinge; in der Provinz
dagegen sind diejenigen Sonderlinge, welche nicht so handeln wie dieser Idiot.

**) Die Verschiedenheit der Angaben hierin geht oft weit über das Lächerliche hinaus.
Man vergleiche z. B. nur die Angaben der Bücherzahl des Vatikan! Es ist auch fast
unmöglich, hier übereinstimmend zu zählen, da der Eine 25 zusammengebundene Disserta-
tionen für ein Werk zählt, der Andere für 25 Werke.

***) worunter die Zeit von Weihnachten bis zum 1. Januar. An vielen Feiertagen ist
sie jedoch nach der Predigt offen.

wird das Publikum 7 Stunden täglich, und zwar von Morgens 9 bis Nachmittags 4 Uhr, zugelassen; in den Wintermonaten dagegen öffnet man eine Stunde später und schließt eine Stunde früher. Ausgeliehen werden hier, wie im British Museum, gar keine Bücher. Dieser Umstand könnte zu der Vermuthung führen, daß der Andrang in den Lesesälen groß seyn müßte; allein dem ist nicht so. Ich sah keine drei Leser, und der mir sehr freundliche P. versichert, daß die Durchschnittszahl der Leser nicht sechs übersteige! In einem Orte, wo an 60 Professoren, so viele fellow's, magister's, tutor's etc. und 5000 Studenten leben, würden wenigstens 50 Leser auf der Bibliothek seyn müssen, da keine Bücher nach Hause gegeben werden, wäre der gelehrte Fleiß in Oxford von mehr Bedeutung. Für den Auswärtigen hat das sein Gutes, daß er selten mit den Einheimischen in Collision wegen Bücher und Handschriften kommt, wie das öfter in Berlin der Fall zu seyn pflegt. Uebrigens konnte ich bei dieser Gelegenheit eine irthümliche Meinung berichtigen, die in Oxford über die Lesersahl der Berliner Bibliothek und über die Dauer, welche zwischen der Forderung eines Buches und dessen Verabfolgung stattfindet, verbreitet war. Der Professor sagte mir nämlich, er wäre im September 183. mehrere Nachmittage auf der Berliner Bibliothek gewesen und hätte nie über 20 Leser gefunden, und unter diesen hätte mancher ein recht ungeduldiges Gesicht gemacht, weil er so lange auf das geforderte Buch habe warten müssen. Ich erklärte ihm, daß im September gerade die Ferien der Universität wären und also Professoren, Studierende, Lehrer u. A. verreist sind; daß seit der Oberleitung der Bibliothek durch Herz eine andere Ordnung herrscht, wodurch man die zum Lesen geforderten Bücher schon Nachmittags vorfindet; und daß endlich in Berlin überhaupt das Bedürfnis und der Vortheil, in der Bibliothek selbst zu lesen, nicht so groß seyn kann, als z. B. im British Museum, wo durchschnittlich 150 Leser täglich gezählt werden, da hier mit großer Liberalität Jeder die Bücher nach Hause bekommt.

Die Bodleianische Bibliothek steht einzig unter den öffentlichen Bibliotheken da, wenn man sie von Seiten ihrer Entstehung, ihres Wachstums und ihrer gegenwärtigen Ergänzung betrachtet. Nicht Fürsten, Regierungen und Parlamente haben sie gegründet und erhalten, sondern Privatleute. Eine uralte Bibliothek war freilich mit der Universität verbunden, aber sie wurde unter der Herrschaft Eduard's IV. gänzlich zerstört. Da hatte Sir Thomas Bodley, ein Großer am Hofe der Königin Elisabeth, den schönen Einfall, des Hofes und der Intriguen überdrüssig zu werden und mit seinen Reichthümern den Grund zu der Sammlung zu legen, welche man ihm zu Ehren Bodleiana nannte. Nicht nur er selbst gab Bücher und Handschriften zu einem Werthe von ungefähr 30,000 Pfund Sterling und setzte Summen für die Beamten aus, sondern er gewann durch seine Aufmunterung die Nachahmung vieler anderen Großen. Auch der Zufall that im ersten Jahre der Gründung einen mächtigen Schritt zu Gunsten der Bibliothek. Bei der Eroberung der Stadt Cadix durch den tragisch berühmten Essex fiel diesem aus der ungeheuren Beute die große Bibliothek des portugiesischen Bischofs D. D. zu, und Essex schenkte sie der Bodleiana. Seitdem haben ihr mehrere der berühmtesten Gelehrten Englands, wie Pococke und Huntington, ihre Bibliotheken ganz oder zum Theil geschenkt, und auch sehr bedeutende Baarsummen (wie erst im vorigen Jahre 40,000 Pfd. Sterling) flossen ihr zu. Letzteres löst das Räthsel, daß sie so kostspielige Einkäufe machen kann, während ihr jährliches Einkommen keine tausend Pfd. beträgt. Die Einkäufe, welche hier gemacht werden, übersteigen unsere deutschen Begriffe von Bibliotheks-Oekonomie. Ich werde von den Acquisitionen eines Zweiges, und zwar von dem, der mich hierher geführt, sogleich sprechen.

So reich auch die Bibliotheken zu Paris und Rom an rabbinischer Literatur und besonders an arabisch-jüdischer sind, so werden sie doch seit lange an Auserlesenheit in diesem Fache von der Bodleiana übertroffen. Aber mit dem bloßen Uebergewicht an Qualität begnügte sich diese nicht; man hat in neuester Zeit beschloffen, nicht zu fragen, was von dieser Literatur nöthig sey, sondern überall zu fragen, wo Bücher aufzutreiben sind, die in der Bodleiana fehlen. Eine Berliner Handlung hat den Auftrag, alles Fehlende zu liefern. Und dennoch hatte sie vor funfzehn Jahren schon eine Sammlung aus Deutschland eingeführt, welche die reichste und kostbarste ihrer Art war! Ich meine die berühmte Sammlung der Oppenheimerschen Bibliothek, welche die Quelle für J. C. Wolf's großartige Bibliotheca Hebraea war. Ich muß einen Augenblick bei dieser Sammlung, die hier auf fremdem Boden vor mir liegt, verweilen und dabei einen, deutschen Gelehrten und öffentlichen Anstalten nicht schmeichelnden Klageruf ausstoßen! In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte der Ober-Rabbiner David Oppenheimer zu Prag ic. eine Bibliothek hebräischer Werke gesammelt, wie sie bisher in den Händen eines Privatmannes unerhört, ja unmöglich war. Denn um diese Reichthümer aus den Händen ihrer jüdischen Besitzer der entferntesten Länder zu sammeln, bedurfte es, da die Juden durch keine Gesandtschaften und Konsulate in irgend einer Verbindung standen, des durch das ganze Judenthum verbreiteten Einflusses des Ober-Rabbiners, es bedurfte auch schwerer Geldopfer und der Anwendung von Bitten, ja, wie der freilich nicht ganz gegen Oppenheimer vorurtheilsfrei scheinende Wolf behauptet, selbst der Anwendung geistlicher Waffen, d. h. Bannstrahlen gegen Besitzer, die sich weigerten, ihr Besitzthum herauszugeben. *) Sowohl die gedruckten Bücher als die ungedruckten dieser Sammlung erhoben sie zur kostbarsten Merkwürdigkeit. Waren unter den Handschriften die ältesten Bibeln und wissenschaftlichen Werke, so enthielt der

Schatz der Druckwerke nicht nur meist die Editio princeps, sondern meist sämtliche vorhandene Ausgaben. Um nur ein Beispiel anzuführen, wer staunt nicht, in einer Privat-Bibliothek 16 Ausgaben des Babylonischen Talmud zu finden und darunter eine auf dem feinsten Pergamente in 24 mit Goldschnitt und Malereien versehenen Prachtbänden? *)

Doch genug! Das Herz meines bücherwurmigen Ich's steigt mir in die Augen und will zerfließend und vorwerfend nach Deutschland hinüber sehen! Als die Republik Genua, von Ludwigs XIV. Waffen gebemüthigt, bittende Gesandten und darunter den Dogen selbst nach Versailles schicken mußte und der stolze König diesen im Garten Lustwandelnden fragte, was er für die größte Merkwürdigkeit hier hielte? da antwortete dieser: „Mich hier zu sehen!“ Als ich so die unschätzbaren Schriften musterte, schien mir aus der Inschrift David Oppenheimer's sein zürnender Geist zuzurufen: Fürwahr, Deutscher, mich hier zu sehen, mußt du für die größte Merkwürdigkeit der Bodleiana halten! Gab es denn unter meinen reichen Glaubensgenossen keinen, der mein großes hinterlassenes Gut vor den Händen der Fremdlinge rettete? Gab es in dem Rath deutscher Fürsten keinen, der es für das Vaterland erhalten wollte? Ist die Gelehrsamkeit der deutschen Christen so sehr gesunken, daß sie meine Schätze nicht zu würdigen verstehen?“

Aber, lieber S., der Brief über die Bodleiana ist unter meinen Händen so angeschwollen, daß ich mitten in der Geschichte der Oppenheimerschen Bibliothek abbrechen muß. Ich werde in einem zweiten Briefe den Faden wieder aufnehmen und zugleich über den eben erschienenen, drei dicke Foliobände starken Katalog der Bodleiana sprechen. Noch eins, theurer Freund! Sie würden sehr wohl daran thun, wenn Sie mich nicht zu den zehn Reisenden zählen, welche die von ihnen beschriebenen Orte wirklich mit Augen gesehen haben, sondern zu den Tausenden, die von ihrer Camera obscura aus Alles sehen, was in der Welt vorgeht. Wenn es einer Gräfin erlaubt ist, „Reiseversuche“ zu schreiben, so wird mir keiner einen Briefversuch übel nehmen. Meine heißen Wünsche für Sie!

Irländische Miscellen. — Cork und der wissenschaftliche Kongreß.

(Schluß.)

Besonders stolz sind die Einwohner darauf, eine der außerordentlichsten sittlichen Umwandlungen unseres Jahrhunderts, wenn nicht gegründet, doch bedeutend gefördert zu haben; ich meine die Mäßigkeits-Bereine, an deren Spitze der ehrwürdige Superior der Kapuziner, Theobald Mathew, steht.

Seit Jahrhunderten war die Trunkenheit die Schande und Geißel Irlands; sie durchdrang alle Stände, und wenn die Sonne nach einem Festtage aufging, beschien sie oft den Lord neben dem Bettler in derselben Straße friedlich ausgestreckt. Bei den Gelagen der feinen Welt sogar wurde alle List angewendet, um die Gäste zu benebeln, und diese gingen von Herzen darauf ein. Der Schwur, sich eine Woche lang des Whiskys oder Weines zu enthalten, war sonst für die Irländer eine gewaltige Sache; daneben diente er noch zuweilen prächtig, um den Scharfsinn des irischen Biges zu zeigen. So erzählt der Eine ganz naiv: ich habe allerdings ein volle Woche keinen Wein getrunken, aber ich habe während dieser Zeit mein Brod stets in Wein getaucht; der Andere: ich habe freilich geschworen, auf Erden nicht mehr zu trinken, aber da steige ich auf einen Baum und trinke mein Glas ohne Gewissensstrupel aus.

Am 20. August 1829 trat, veranlaßt von Georg Carr, einem Pfarrer der anglikanischen Kirche, der erste irische Mäßigkeits-Berein in New-Ross zusammen. Der Verein von Cork folgte so rasch darauf, daß er dem von Ross den Ruhm der Anciennität streitig machte. Der Corker Verein wurde gegründet von den Quäkern Nikolaus Duncumbe und William Martin, und zwei Handwerkern, dem Schieferdecker Olden und dem Schneider Connel. Sie hatten den glücklichen Einfall, die Direction dem Pater Mathew zu übertragen, welcher in der ganzen Stadt die größte Popularität besaß und sich überhaupt in jeder Hinsicht am meisten eignete, an die Spitze des Unternehmens zu treten.

Man erzählt vom Pater Mathew eine große Menge von Bekehrungs- und Wundergeschichten, und die Erfolge desselben scheinen in der That wunderbar genug; denn das Verzeichniß der Teetotallers oder derjenigen, die eine vollständige (totale) Enthaltensamkeit von allen berauschenden Getränken gelobt haben, beläuft sich in Irland allein auf drei Millionen. Ferner ergibt sich aus den statistischen Listen, daß mehrere Schenkhäuser vollständig geschlossen oder in Theehäuser verwandelt worden sind; mehrere Brennereien feiern jährlich sechs Monate; die Brauereien decken kaum die Kosten; die Accise in den südlichen Grafschaften trägt kaum den Gehalt der Beamten ein. Während der großen Viehmärkte in Ballinasloe wurden sonst jährlich gegen achthundert Gallonen Whiskey verzehrt, gegenwärtig kaum acht. In der Sparkasse zu Cork haben sich die kleinen Einzahlungen fast um ein Drittel vermehrt, welches Drittel sonst in die Brantweinläden ging.

Der Pater Mathew predigt gegenwärtig das Wasser in England, deshalb konnte ich ihn nicht sehen und mußte mich begnügen, mir seine in einer kleinen

*) Wolf Bibliotheca Hebraea I, 290. Die Angabe Wolf's streitet aber so sehr gegen alle jüdische Sitte und besonders gegen die eines frommen Rabbiners, daß hier ein Mißverständnis im Spiele seyn muß. Einer Verleumdung ist Wolf nicht fähig.

*) Ich weiß nicht, ob es überhaupt noch ein Exemplar des Talmud auf Pergament in der ganzen Welt giebt, gewiß aber keines von dieser Feinheit und Pracht. Englische Bibliotheken würden für dieses Unicum allein gern 1000 Pfd. St. gegeben haben.

Hintergasse gelegene Wohnung zeigen zu lassen. — Der Schwur der Enthaltensamkeit wird knieend ausgesprochen. Die feierliche Handlung selbst heißt das Pfand, the pledge, weil der Vater Mathew dem Aufgenommenen eine Medaille überreicht, auf welcher die Worte stehen: Ich verspreche, mich aller berauschenden Getränke zu enthalten, mit Ausnahme dessen, was der Arzt vorschreibt, und die Ursachen der Unmäßigkeit so wie den Sang zu derselben zu bekämpfen. Dabei bezeichnet der Vater die Stirn des Knieenden mit dem Zeichen des Kreuzes, und wenn dieser die Worte des Eides ausgesprochen hat, antwortet er: „Gott gebe dir Kraft, deinen Entschluß zu halten.“ Die Medaille wird mit einem Schilling bezahlt, wonach man schließen mußte, daß der Vater drei Millionen Schillinge erhalten hat. Aber Niemand hat jemals daran gedacht, ihn zu beschuldigen, daß er auf die Abgabe, von der jedoch die Armen frei sind, spekulire. Mrs. Hall schildert den Vater Mathew als einen kräftigen, gesunden Mann in den fünfzigsten, von mehr als mittlerem Wuchse, angenehmer Gestalt und ausdrucksvollen Augen.

Die Umgegend von Cork ist reizend; der See strömt durch eine malerische Landschaft; hier und da, in der Ebene wie auf den Hügeln, erheben sich Landhäuser. Eine vorzügliche Aussicht hat man von dem Hügel Sundaeswell, welcher nach einer jener in Irland so häufigen heiligen Quellen benannt ist; denn fast an jeden aufsteigenden Felsen, an jeden lebendigen Brunnen knüpft die Sage irgend ein Wunder. Die belohnendste Wasserfahrt ist die nach Cove. Diese reizende, sich terrassenförmig erhebende Stadt ist etwa fünf Meilen von Cork, deren Hafen gegenüber, gelegen. Sie hat ein angenehmes, fast südliches Klima. Im Jahre 1780 war sie noch ein Fischerdorf; in einem Vierteljahrhunderte kann sie vielleicht bereits Cork überflügelt haben, so gewaltig steigt die Einwohnerzahl. Auf ihrer Rhede starb John Tobin, der Verfasser der Blitterwochen, welcher dem Theater Meisterstücke versprach, aber wegen seiner geschwächten Gesundheit einen milderen Himmel suchen mußte, der ihn leider nur eben empfangen sollte, um ihn für immer zu verlieren. In Cove starb auch Karl Wolf, der Verfasser jener Stanzas auf John Moore, die Byron allen Oden der neueren englischen Poesie vorzog.

Doch es ist Zeit, in die Stadt und zur Gelehrten-Versammlung zurückzukehren.

Zum Präsidenten sämmtlicher Sectionen war der Graf Northampton gewählt, welcher die Versammlung mit einer schönen Rede über die Arbeiten der Gesellschaft und ihren heilsamen Einfluß auf alle Stände eröffnete. Dann wurde das Budget von 1842 vorgelegt und zum Versammlungs-Orte für 1844 York gewählt.

Aus den zahlreichen Verhandlungen will ich nur einige Bruchstücke mittheilen. In der statistischen Section wurde ein vom Capitain Larcom angefertigter Auszug aus den letzten Stammrollen Irlands mit wahrhaftem Enthusiasmus aufgenommen. Zufolge desselben beläuft sich die Bevölkerung Irlands auf. . . . 8,173,124 Seelen;

davon 4,019,576 männlichen Geschlechts	
4,155,548 weiblichen Geschlechts	
2,765,212 männl.	} unverheiratet
2,662,023 weibl.	
1,142,628 männl.	} verheiratet
1,181,085 weibl.	
111,736 männl.	} verwitwet.
312,420 weibl.	

Der Schulbesuch ist am besten in der Grafschaft Antrim, wo 21 pCt. männl. und 23 pCt. weibl. Geschlechts weder lesen noch schreiben können; am schlechtesten in der Grafschaft Mayo, wo 73 pCt. männl. und 87 pCt. weibl. Geschlechts sich in demselben traurigen Falle befinden.

Die Häuserzahl, mit der Einwohnerzahl verglichen, scheint anfangs genügend. Wenn man sie aber nach dem Range und der Zahl der darin wohnenden Familien betrachtet, so ergibt sich, daß auf dem Lande fast die Hälfte und in der Stadt über ein Drittel der Familien in einer Hütte oder einer einzigen Kammer wohnen. Die nächstfolgende Klasse gewährt dasselbe Verhältniß, und die besser bedachten Klassen betragen in den Städten nur 16 pCt. und auf dem Lande 30 pCt.

Die Listen über das Alter der Einwohner von Irland können nicht genau geführt werden, wegen der seit zwanzig Jahren so zahlreichen Auswanderungen; doch findet man gegenwärtig mehr Individuen über funfzehn Jahr, als im Jahre 1821.

Auch die Zahl der Auswanderer ist sehr unsicher, da sich sehr viele Irländer nach den englischen Häfen begeben, wo man kein besonderes Verzeichniß aufnimmt. Nach den besten Nachrichten jedoch beträgt die Auswanderung von 1821—1841 538,285 Köpfe, und in derselben Zeit lieferte Irland allein 39,169 Rekruten zur Armee. So ist es begreiflich, daß in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung nur um 3 pCt. gestiegen ist, während sie in den zehn vorhergehenden Jahren um 14 oder doch um 12 pCt. zugenommen hatte.

Man rechnet, daß 419,256 in Irland geborene Individuen in England wohnen, d. i. 1 auf 54, während sich 30,137 in England geborene Individuen in Irland aufhalten, d. i. 1 auf 271 der gesammten Bevölkerung.

Ferner zählte man im Jahre 1841 in den Schulen 502,950 Kinder beiderlei Geschlechts.

Das Verhältniß der Geburten ist 1 auf 33, der Todesfälle 1 auf 59,

der Ehen 1 auf 181. Nach der Religion der Familien darf nicht gefragt werden.

Doktor B. E. Taylor las über die Seiden-Fabriken in Irland. Diese Fabrication wurde durch Franzosen dahin verpflanzt, welche durch die Aufhebung des Coists von Nantes gezwungen worden waren, ihr Vaterland zu verlassen. Unglücklicherweise schlossen sie sich gänzlich ab und nahmen keinen irländischen Lehrling an, um das Geheimniß der Fabrication für sich zu behalten. Deshalb machten sie sehr langsame Fortschritte. Am bedeutendsten war die Familie Latouche. Man behauptet zwar, daß im Jahre 1775 in Dublin 3400 Seidenarbeiter beschäftigt waren; doch ist das jedenfalls eine Uebertreibung, denn im Jahre 1784 zählte man nur 1784, und selbst diese befanden sich nicht alle in Thätigkeit. Später sank die Seiden-Fabrication in Irland noch mehr; im Jahre 1800 fand man nothwendig, sie durch einen Einfuhrzoll von 10 pCt. zu beschützen. Allmählig wanderten mehrere Fabrikanten mit ihren Arbeitern nach den Grafschaften Lancashire und Cheshire aus, und noch gegenwärtig arbeiten in Macclesfield mehr irische als englische Seidenweber. Im Jahre 1826 erlosch der Schutz Zoll, und da die Fabrikanten ihre veralteten Gewohnheiten dennoch nicht änderten, ist dieser Industriezweig in Dublin gegenwärtig fast auf Null gesunken.

Die Popeline-Manufacturen beschäftigen jetzt 280 Arbeiter, 70 Frauen und 130 Kinder. Die bedeutendsten Fortschritte in der Seiden-Fabrication verdankt Irland der Einführung der Jacquardschen Stühle und einer neuen Maschine, welche auf vorzüglichere Weise als die früher gebrauchten in den Modestoffen die Farben mischt. Die französische Popeline, in welche man häufig auch Baumwolle einwebt, ist zwar billiger, aber auch schlechter, minder reich und schön als die irische. (Revue Brit.)

Dänemark.

Aus dem Loggbuch Emanuel's, eines dänischen Hochbootsmannes.
Mithgetheilt von Heinrich Smidt.

II. Seemanns-Schwänke.¹⁾

Und wieder eines anderen Abends saßen die Maaten beisammen in ihrer Kajüte; aber dieses Mal war es eine heitere, lustige Gesellschaft, und Scherz und Laune würzten den Trunk. Jeder wußte irgend einen Spas zu erzählen, und wenn die Uebrigen sich satt gelacht hatten, fing ein Anderer einen neuen Schwank an.

„Ist ein verteuert gutes Ding um eine Pfeife voll Tabak“, sagte Robert, „und der Seemann ist nirgends zuhause, wo der nicht zu finden ist. Darum ging's uns hart an, als wir in Amsterdam lagen und hörten; es ginge mit uns nach Lissabon. In Amsterdam, Jungens, habt Ihr alle Sorten vollauf, und wer nicht „rotten G“ rauchen will, raucht „drei Mohren“ oder „Petum optimum“. In Lissabon aber giebt's nur muffiges Zeug, und Ihr müßt es obendrein mit Erusaden aufwiegen. Da schien es uns denn passend zu seyn, so viel als möglich dorthin zu schleppen; aber der Capitain kam, sprach über den Tabak viel gelehrten Krimstram, sagte, derselbe sey ein portugiesisches Kronregal, oder was weiß ich sonst; der Teufel solle den holen, der auch nur ein Loth einzuschmuggeln suche und dadurch das Schiff in Gefahr brächte. Da mußten wir gehorchen, alles Brummen half nichts, und wer ja ein Paket unter der Monkey-Jacke trug, dem nahmen sie es weg. Aber wir hatten es bald ausgekundschaftet, daß der Capitain selbst zu thun beabsichtige, was er uns verbott, denn es kamen eines Abends drei bis vier große Pakete an Bord, und eines derselben, welches nicht besonders gut zugemacht war, ließ deutlich unterschiedliche Tabaksiegel sehen.

Dieses Ereigniß ging wie der rothe Faden im englischen Drago-Lauwerk durch das ganze Schiff und setzte böses Blut bei allen rauchfähigen Matrosen. Man brumnte, steckte die Köpfe zusammen, und wenn einer der Schiffs-Offiziere vorbeiging, mußte er manches anzügliche Wort hören. Aber sie lehrten sich nicht daran, sondern wiesen die Vorlauten übermüthig zurecht. Kein Tau ist aber so lang, Ihr findet das Ende, und wir fanden auch das Ende unserer Reise von Amsterdam nach Lissabon. In der letzten Zeit war der Tabak in Vergessenheit gerathen, aber als wir nun über die Barre des Tajo wegseuerten, fiel uns ein, was geschehen würde, wenn wir bei dem Fort von Belem ankerten und die Visitatoren an Bord kämen. Die Fahrt ging aber sehr langsam; wir hatten bloß das Bormarssegel gehißt und krochen Fuß um Fuß den Strom herauf, als ob wir schwere Savarie gehabt hätten, obgleich Alles wohl im Stande war und wir bei dem schönen Wetter die Masten bis zum Bramtopp hätten in Leinwand hüllen können. Dabei war es spaßhaft gewesen, zu sehen, wie oft die Offiziere sich heute die Banten hinaufbemüht, auf den Raaken gesessen und nach Nord und Süd ausgelugt hatten. Wir dachten absonderliche Dinge dabei, und wie es einen lüchigen Spas geben könne, wenn die Hollerle eine gesunde Nase hätten. Jetzt kam die Schaluppe zu uns herangerudert, und in demselben Augenblick strichen wir unser Bormarssegel, und der Anker ging in den Grund. Sogleich waren sie an Bord und vertheilten sich nach allen Seiten, oben und unten; sie schonten nichts, guckten dem Zimmermann in die Kiste, dem Koch in die Töpfe und rochen sogar in

¹⁾ Vgl. Nr. 120 des Magazins.

die Behausung unserer Herkel. Aber Alles umsonst; es ward nirgends etwas gefunden, und wir zerbrachen uns den Kopf, wo der Taback geblieben seyn könne, den wir doch selbst hatten an Bord bringen sehen. Da kam einer der Zollwächter aus der Kajüte; er war der Vornehmste und hatte einen mächtigen Sarras an der Seite. Mit gravitätischen Schritten ging er auf dem Verdeck hin und her, ließ den Blick über die Takelage fliegen, und ein spitzbübisches Lachen verzog das ganze Gesicht. Der Capitain fragte, ob die Untersuchung nun beendet sey, oder ob er noch etwas zu befehlen habe? und der Portugiese rief laut: „Ja, Senhor! Ich habe noch etwas zu befehlen! Im Namen des Königs gebiete ich Euch, daß Ihr Eure Matrosen nach oben schickt und alle Segel von den Raanen fallen laßt.“ Der Capitain protestirte aus allen Kräften und schrie, das Schiff werde über seinen Anker gehen und diesen unklar machen, wenn die eben auffrischende Brise sich in die Leinwand setze. Aber der Portugiese lehrte sich nicht daran, und, als wir ohne des Capitains Ordre seiner Weisung nicht folgen wollten, rief er seinen Leuten einige Worte zu, die alsobald rechts und links in die Wanten sprangen. Der Capitain war außer sich vor Zorn und Bosheit; er stampfte mit den Füßen, rief nach seinen Pistolen und schwur, er werde die Portugiesen von den Raanen schießen, wie Sperlinge aus dem Kirschbaum. Aber die Portugiesen lehrten sich nicht daran, sie lösten die Beschlag-Seiflinge, die Segel fielen alle zugleich von den Raanen, und in demselben Augenblicke purzelten die schönen Tabackspakete mit den drei Mohren-Wappen und dem rothen G. auf unsere Köpfe hageldicht herab. Da hätten Ihr sehen sollen, wie die Portugiesen zugriffen und den Taback in ihre Barke stauten; der Capitain aber flog freideweis in seine Kajüte, denn er wußte wohl, daß nun ein Donnerwetter über ihn losbrechen werde; ich aber hatte zum ersten Male eine Taback-Sturzfeser über den Kopf bekommen.“

„Da ist's allemal besser“, sagte Meister Emanuel, „wenn bei solchen Gelegenheiten die Kajüte und das Kabelgat einerlei Cours steuern, damit man diesen Zollkerlen eine Nase drehe, denn nichts scheint mir verdienstlicher, als wenn man diese Burschen, die einem armen Matrosen das letzte Kabel aus der Riste schnappen, laß ablaufen läßt und es so macht, wie wir mit den Zollwächtern in Portland. Es standen nämlich ihrer zwei auf unserem Verdeck Wache, und am anderen Morgen sollte die Untersuchungs-Kommission anlangen, denn am Abend unserer Ankunft war es dazu zu spät. Daran war uns gar nichts gelegen, denn unter dem doppelten Boden unserer Kajüte hatten wir eine stattliche Reihe von Zigarrenlisten, die wir gern ans Land gebracht hätten, wo schon Abnehmer bereit standen. Da machte sich ein schlauer Bursche an die beiden Wächter und hatte bald herausgebracht, daß die beiden Kerle einander spinnfeind waren und sich das Weiße im Auge nicht gönnten. Der Eine war lang und mager und hieß Mister Staff, der Andere war kurz und dick und hieß Mister Struffel. Einer von uns machte sich nun an den Mister Staff und erzählte ihm, daß sein Kollege, Mister Struffel, von den Matrosen eine Pfundnote erhalten werde, damit er nicht hinsinken solle, wenn sie einige Galonen französischen Brantwein aus dem Kabelgat und durch das Galion in ein Langboot schmuggelten. „Es ist gut“, sagte Mister Staff, „ich werde schon Acht geben; dieser Blutigel soll um die Pfundnote geprellt werden, und der Brantwein gehört obenein mir.“ — Während dieser Unterhaltung hatte sich ein Anderer an Mister Struffel gemacht und erzählte ihm dieselbe Geschichte von Mister Staff. Dieser war außer sich vor Freude und meinte, es dürfe Niemand sich untersehen, ihn betrügen zu wollen, denn Jeder, der dies unternehme, werde mit Schanden bestehen; den Kollegen Staff aber solle noch obendrein der Teufel holen.“

Der Abend brach herein, und die Officere standen unweit von dem Bratspieß, sich gegenseitig mit lauernden Blicken betrachtend.

„Es ist sehr kalt heute Abend!“ sagte Mister Staff.

„In der That, sehr kalt!“ antwortete Mister Struffel.

„Wenn Mister Struffel vielleicht von der guten Gelegenheit profitieren und es sich für einige Zeit in der erwärmten Kajüte bequem machen will, so wird Mister Staff sehr gern die Deckwache allein übernehmen.“

„Ich würde es für eine Sünde halten, Mister Staff“, entgegnete mit süßlauer Miene Mister Struffel, „eine solche Günst von Mister Staff anzunehmen, da ich weiß, daß derselbe eine starke Familie hat und sich, zum Nachtheil derselben, allzusehr im Dienste anstrengen möchte. Ich dagegen bin ein ledig loser Kerl, und wenn Mister Staff mir die Deckwache überlassen will . . .“

„Keinesweges!“ entgegnete dieser schnell: „ich kenne meine Pflicht.“

„Und ich die meinige!“ antwortete der Kollege.

„Mit der Schmuggelerei ist es richtig, und der Spitzbube weiß darum!“ sagte Mister Staff leise vor sich hin.

„Der Kerl hat die Pfundnote bereits in der Tasche, aber er soll sie wieder herausgeben!“ brummte Mister Struffel in den Bart.

Das Wetter hatte sich merklich verändert: es ward empfindlich kalt, der Wind trieb die Wolken zusammen, und ein eisalter Regen rieselte herab. Mister Staff zähklappte am Steuerbord, und Mister Struffel zähklappte am Backbord; endlich sagte der Erstere: „Wenn Mister Struffel sich hinunter bemühen wollte und unsere Mäntel suchen, so würde ich unterdessen . . .“

„Nein! Nein!“ rief der pflichttreue Officer, „ich kann hier in der That keinen Augenblick entbehrt werden; aber wenn Mister Struffel vielleicht für die so notwendige Bedeckung unseres Leibes Sorge tragen wollte, so ertheile ich die Versicherung, daß während seiner Abwesenheit nicht das Geringste . . .“

„Um Alles in der Welt nicht!“ entgegnete Jener und begann, mit seinem Kollegen um die Wette, das Verdeck auf und ab zu rennen.

„Satan!“ schalt Mister Staff — „Antier!“ schalt Mister Struffel.

„Tiger!“ brüllte Mister Staff — „Krokodill!“ brüllte Mister Struffel.

„Wie wollt Ihr, daß ich das Gesagte nehme? He! Mister Struffel!“

„Ihr nehmt es, wie es Euch zu Handen ist, und werdet dabei denken, daß eine gute Hand zur guten Faust werden kann, und daß eine gute Faust einen guten Boxer macht. He! Mister Staff!“

„Ich frage den Teufel danach, ob Ihr von mir todt gebort werdet, oder nicht; aber ich will das Leben nicht haben, wenn Ihr einen Tropfen von dem Cognac bekommen sollt, den Eure Nase unter diesem Lauwerk wittert!“ Und mit diesen Worten warf sich Mister Staff zähklappernd auf die Laken des Kabelgats.

„Ihr sollt Euch eben so wenig Eure Zunge daran verbrennen, und ich will verdammt seyn, wenn Ihr Euren Willen bekommt!“ sagte Mister Struffel und warf sich neben ihn.

So lagen nun Beide bei einander und bewahrten das Kabelgat, worin auch nicht so viel Brantwein war, daß man eine Fliege darin ertränken konnte; sie warfen sich gegenseitig vernichtende Blicke zu und schüttelten sich im Fieberfrost, bis sie, von Zorn und Wuth übermannt, sich bei der Brust packten und mit einander auf dem Verdeck umherkollerten, zum großen Verdruß des Schiffshundes, der über die zornglühenden Wächter herfiel und sie in die Beine biß.

Unterdessen hatten wir in aller Stille mit der Schaluppe am Spiegel angelegt und empfingen durch die Kajütensenster eine Cigarrenkiste nach der anderen, die wir unter leisem Richern nach dem Lande ruderten und in einem uns wohlbekannten Porterpaufe absetzten.“ (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Des Euripides Medea. Am 13. October, am Geburtstage Sr. Maj. des Königs, ist diese Tragödie, nachdem sie vor zwei Monaten nach Ludwig Tieck's geistvollen Einrichtungen auf dem Theater des Neuen Palais gegeben worden war, zum erstenmale in Berlin aufgeführt worden, wo sie, obgleich minder erhebend und begeisternd für das klassische Alterthum, als des Sophokles „Antigone“, doch auch nicht verfehle, auf empfängliche Gemüther einen großartigen Eindruck zu machen. Herr Musik-Direktor Taubert, der die Composition der Chöre geliefert, hatte die doppelt schwierige Aufgabe zu lösen: nach einem Vorgänger wie Felix Mendelssohn die klassischen Worte der Griechen mit moderner Musik auszustatten und dies an einem Werke zu versuchen, dessen Chöre, nur von Frauen vorgetragen, bei weitem nicht so lyrisch und zum Gesang anregend sind, als die Männer-Chöre des Sophokleischen Meisterwerkes, für dessen musikalische Behandlung die in diesem Herbst zu Kassel versammelte deutschen Philologen dem Komponisten mit Recht ihren Dank votirt haben. Werden diese Schwierigkeiten berücksichtigt, so hat Herr Taubert gewiß etwas höchst Anerkennenswerthes geleistet, obwohl Einzelnes, wie seine Behandlung des Chors:

„In die Tiefen der Weisheit hab' ich mich oft
Schon sinnend versenkt . . .“

der zum größten Theil von der einen Chorführerin gesprochen, während hier und da ein Vers von der anderen gesungen wird und erst der Schluß zum Chorgesang sich gestaltet, weder die Forderungen der Antike noch die des modernen Geschmacks befriedigen dürfte. Medea, die furchtbare Zauberin aus Kolkhis, die den Hellenen Haß und Verachtung durch Gift und Feuer vergalt, ist auch von neueren Dichtern häufig auf die Bühne gebracht worden. Zuletzt war es Grillparzer, der uns die Kindermörderin im dritten Theile seines „goldenen Blies“ dargestellt und dem in der Charakteristik der neben der Medea auftretenden Personen manche Vorzüge vor dem Euripides nicht abzusprechen, dessen Jason im Grunde nichts weiter als ein Sophist, ein widerwärtiger Schönebner ist. Gleichwohl ist der Eindruck des antiken Kunstwerkes, das mit der ihm zum Grunde liegenden Fabel mehr verwachsen, auch viel gerundeter und totaler, als der irgend einer modernen Behandlung des grauenvollen Stoffes. In der alten Welt haben außer dem Euripides auch noch Aeschylus, Sophokles, Ovid und Seneca die früheren und späteren Geschichte der Kolkhlerin zum Gegenstande der Tragödie gemacht, doch sind diese Werke, mit Ausnahme des des Seneca, alle verloren gegangen. Die Götterische Medea mit der melodramatischen Musik von Georg Benda erinnern wir uns noch auf der Berliner Bühne gesehen zu haben, doch erscheint sie uns jetzt wie eine französische Antike im Reifrock, wenn wir sie mit der Medea der Madame Crelinger vergleichen, die mit Recht die Palme des Abends davontrug, denn wie kein Anderer war sie durch Declamation, wie durch Mimik und Spiel, in den Geist des griechischen Kunstwerks eingedrungen. Jedenfalls ist auch wohl dieser neue Versuch, die antike Tragödie auf unsere Bühne zu bringen, und das hierdurch, wie noch mehr durch die „Antigone“, im deutschen Publikum dafür geweckte Interesse als ein edles Samentorn zu betrachten, das — wir wünschen es aufrichtig — in unserer an künstlerischen Dramen so unfruchtbaren und dagegen an dramatischen Mißgeburten so reichen Zeit Früchte des guten Geschmacks und der wahrhaften Kunst tragen möge. Quod felix faustumque sit!